

# Auskunftsfähige Kirche werden

Eine alte Aufgabe in veränderter Zeit

Jesus sagt einmal: „Kann ein Blinder einen Blinden führen?“ (Lk 6,39). Man muss selbst erst einmal in die Wanderkarte hineinschauen, um anderen den richtigen Weg zeigen zu können. Man muss selbst erst einmal etwas gesehen haben, ehe man andere auf etwas Sehenswertes aufmerksam machen kann. Kirche hat dort ihre Anziehung, wo sie weniger als bürokratische Institution, sondern als lebendige Gemeinschaft von Glaubenden erfahren wird. **Joachim Wanke**

**Ü**berlegungen für die Aufgabe, auskunfts-fähige Kirche zu werden, greifen zu kurz, wenn wir nur ein Schwarz-Weiß-Schema haben: hier wir Getaufte und Gefirmte – und auf der anderen Seite die anderen, die das Evangelium nicht kennen. Natürlich ist daran etwas Richtiges. Aber dieser Gegensatz wird sofort irreführend, wenn wir meinen: Das Evangelium sei uns näher als den anderen. Das stimmt nicht.

## MISSIONARISCHE VERKÜNDIGUNG – KEINE EINBAHNSTRASSE

Es gibt eine prinzipielle Offenheit aller Menschen für Gottes Anruf. Christi Ostersieg ist ja für alle errungen und Gottes Heilswille schließt alle Menschen ein. Das ist Grundüberzeugung der Kirche von Anfang an. Darum hat die Kirche sich niemals zur Sekte machen lassen, nie zu einem Zirkel der Besserwissenden, die sich hochmütig von der Masse der anderen absetzt oder mit ihr nichts zu tun haben will. Das ist übrigens für mich das entscheidende Argument, warum Auskunftsfähigkeit im Glauben

nicht notwendig einen hundertprozentigen persönlichen Heiligenschein voraussetzt. Auch der Kranke kann einem anderen Kranken sagen, wo er den Arzt findet und die helfende Therapie. Zum Arzt hingehen muss freilich jeder selbst. Theologisch ist klar: Das Evangelium als die Proklamation eines von Gott in Christus bewirkten grundlegenden Machtwechsels ist nicht einfach so in unsere Verfügung gegeben, dass wir es wie eine Tablette weiterreichen könnten. Wir bedürfen selbst dieser „Medizin“, dieser Lebensorientierung vom Wort Gottes her – und zwar ständig und ohne darin zu einem Ende zu kommen.

Daraus folgt für mich: Zwischen Glaubenden und Nichtglaubenden kann es nur ein Verhältnis existentieller Solidarität geben. Wir dürfen nicht im Sinne einer Einbahnstraße denken. Es geht auch nicht um Hilfeleistung von Besitzen-

**Joachim Wanke**

Dr. theol., geb. 1941 in Breslau, 1980 Professor, 1981 Bischof und Apostolischer Administrator in Erfurt und Meiningen, 1994 Bischof der Diözese Erfurt, seit 1998 Vorsitzender der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz.

den an solche, die gerade eben auf Hilfe angewiesen sind. Hilfsbedürftig vor Gott sind *alle* Menschen, Glaubende und Nichtglaubende.

## WAS VOM GOTTESGLAUBEN ABHÄLT

Ein grundlegender Einwand, der heute von nichtchristlichen Menschen gegenüber einer sich religiös verstehenden Existenz gemacht wird, lässt sich so formulieren: Mit einem religiösen Glauben verliere der Mensch seine Autonomie, seine Fähigkeit zur Selbstbestimmung. Es besteht der Verdacht, Religion – und eben auch christliche Religion – sei ein Zustand der Fremdbestimmtheit, in der dem Menschen das Recht auf schöpferische Selbstverwirklichung und moralische Autonomie genommen würde. Das ist der geheime Stachel, der viele, auch nachdenkliche Zeitgenossen vom Glauben an Gott und an das Evangelium abhält.

Darauf mag es manches zu antworten geben, von der Anthropologie her, die weiß, dass wir grundsätzlich dialogische und nicht monologische Wesen sind; von der Theologie her, die uns zeigen kann, dass Gottes Freiheit nie als Konkurrenz, sondern nur als Synergie zur Freiheit des Menschen gedacht werden kann. Wie sagt der Psalmist? „In deinem Licht sehen wir das Licht!“ (Ps 36,10)

Aber es geht hier ja letztlich nicht nur um ein Austauschen von rationalen Argumenten. Hier geht es um Gründe, die allein das Herz kennt, wie Blaise Pascal sagen würde. Wem kann man beweisen, dass Wasser trägt, wenn er nie den Sprung ins tiefe Wasser wagt? Wem kann man darlegen, dass Liebe nicht passiv macht, sondern im höchsten Maße aktiv,

wenn er das nicht einmal selbst an sich erfährt: zu lieben und geliebt zu werden? Wer liebt, bleibt frei, auch wenn er sich als Liebender auf Verantwortung, auf Verpflichtungen einlässt. Aber eben auf einer anderen, sein Leben weitenden Wirklichkeitsstufe. Es gibt Bindungen, die frei machen. Und zu ihnen gehört der christliche Gottesglaube.

Die Verweigerung des Gottesglaubens bleibt ein Geheimnis des Herzens. Ich gebe zu: In unseren Zeiten ist die Gotteswirklichkeit so abgedunkelt, dass manche nur sehr schwer Gott wahrnehmen können. Wir Menschen von heute sehen überall nur uns selbst. Wir durchschauen – wie wir meinen – alles, aber auch wirklich alles, selbst die Religion, ihre Entstehung, ihre Geschichte, ihre Antriebskräfte. Doch wer alles durchschaut, sieht am Ende gar nichts mehr! Natürlich kann man fragen: Muss einer, wenn er spricht, um die Grammatik wissen? Grammatik ist die selbstverständliche Voraussetzung beim Sprechen und Schreiben, an die wir im alltäglichen Gebrauch nicht denken. Jetzt nehme ich einmal meinen Mund sehr voll: Für mich ist die Welt Gottes weder fern noch verworren. Sie ist für mich eine Sache täglicher

*Es gibt Bindungen, die frei machen.  
Und zu ihnen gehört der christliche  
Gottesglaube.*

und stündlicher Erfahrung, wie vergleichsweise das Atmen. Die Leugnung Gottes kommt mir vor wie eine Art Amnesie, wie eine Geistesabwesenheit, eine Vergesslichkeit. Man denkt eben beim Lesen nicht an die Augen.

## ERINNERUNG AN DAS DANKEN

Paulus sagt einmal, als er sich Rechenschaft gibt über sein rastloses Wirken als Missionar und Gemeindegriinder im Raum des Mittelmeeres: „Das alles tun wir eurentwegen, damit immer mehr Menschen aufgrund der überreich gewordenen Gnade den Dank vervielfachen, Gott zur Ehre“ (2 Kor 4,15). Das ist eine glückliche Formulierung für das, wofür Kirche steht. Sie ist dazu da, den Dank an Gott zu vervielfältigen. Die Kirche hat an das Danken zu erinnern. Zu dieser Aufgabe trägt jeder bei, der einzelne Gläubige und die Kirche als Gemeinschaft.

Manchmal fragen Christen, was ihr Glaube denn Besonderes sei. Mühen sich andere Menschen nicht auch um ein anständiges Leben? Leisten sie denn nicht auch Vorbildliches in All-

*Kirche ist dazu da, den Dank an Gott zu vervielfältigen.*

tag und Beruf? Paulus würde antworten: Ja, aber sie vergessen dabei den Dank. Von Gilbert Keith Chesterton stammt das Wort: Es ist das Unglück der Atheisten, dass sie niemandem danken können.

Darum, um diese Anstiftung zur „Danksagung“, bemühe ich mich in Thüringen als Bischof. Dazu tragen aber auch alle anderen Mitchristen bei, die je eine andere Facette dieser Dankesaufgabe von Kirche verwirklichen, etwa in der Caritas oder in ihrem jeweiligen anderen Lebensalltag. Dazu trägt eine Mutter bei, die ihr Kind beten lehrt, oder eine Katechetin, die jungen Leuten Geschmack am Christsein vermittelt. Dazu tragen die Christen anderer Kir-

chen und Gemeinschaften bei, mit denen wir in diesem Bemühen zutiefst geistlich verbunden sind. Möglichst viele Menschen sollen durch uns Glaubende und Getaufte entdecken, dass sie Grund haben zum Danken, ja, dass sie sich in einem letzten und tiefsten Sinne „verdankt“ wissen dürfen. So geben wir letztlich nur weiter, was wir selbst empfangen, und zwar immer wieder neu von Gott her empfangen. Was können wir dazu beitragen, dass nichtglaubende Menschen sich so verstehen lernen?

## VORSICHT VOR DER „KIRCHENFALLE“

Es ist nicht gesagt, dass unser Bemühen, in unserem Land das Evangelium bekannt zu machen, sofort und auf die Schnelle die Kirchen- eintrittszahlen erhöhen wird. Die innere Distanz zahlreicher Menschen zur Institution Kirche hat vielfältige Ursachen. Diese Ursachen sind von uns auch kurzfristig nicht einfach aus der Welt zu schaffen. Ich bin aber überzeugt, dass

auf lange Sicht die Kirche auch für Außenstehende neue Anziehungskraft gewinnen wird. In gewissem Sinne hat sie diese Anziehung schon heute, besonders dort, wo sie weniger als bürokratische Institution, sondern als lebendige Gemeinschaft von Glaubenden erfahren wird. Begegnungen mit erwachsenen Taufbewerbern machen mir das deutlich.

Doch sollten wir bedenken: Wenn es stimmt, dass die Kirche nur das Gefäß der Gottesgnade ist, der Resonanzraum, in dem Gottes „Melodie“ zum Klingen kommen soll, dann ist deutlich: Wir haben nicht die Kirche auf den Leuchter zu stellen, sondern das Evangelium.

Ich sage das so deutlich – auch auf die Gefahr

hin, Ärgeris zu erregen –, weil ich verhindern möchte, dass wir in die „Kirchenfalle“ tappen, also in eine Haltung, in der wir mit der angeblichen Perfektion und Größe der Kirche werben. Natürlich freue ich mich, wenn die Kirche in der Welt einen guten Eindruck macht. Wir sollen und dürfen uns durchaus dafür einsetzen, dass die Kirche attraktiv ist (ich leide selbst unter ihren Fehlern und Schwächen, zu denen auch ich meinen Teil beitrage). Aber worum es eigentlich geht, ist der Einsatz dafür, dass unseren Mitmenschen die Größe ihrer Berufung durch Gott aufgeht. Sie sollen Anwärter seines Reiches werden, Schüler des Evangeliums, Menschen, die ihr Leben nach dem Lebensmaßstab Jesu Christi ausrichten.

## MENSCHEN MIT GOTT IN BERÜHRUNG BRINGEN

Darüber also gilt es nachzudenken: Menschen mit Gott in Berührung zu bringen, mit dem Evangelium Jesu Christi, mit dieser österlichen Lebenssicht, aus der wir selbst zu leben versuchen. Wie kann dies praktisch werden? So beispielsweise:

- durch eine tagsüber oder auch abends geöffnete Kirche, in der jemand für Besucher zu freundlicher Auskunft bereit ist;
- in Einführungskursen in den christlichen Glauben, zu denen öffentlich eingeladen wird;
- durch Gemeindeguppen, die auch Nichtgetauften offensteht, wie etwa ein Chor, eine Hospizgruppe, ein Kreis Alleinerziehender, ein Kontaktkreis mit Ausländern u.ä.;
- durch Riten-Angebote für Nichtgetaufte (Segnungsriten, etwa für Kranke, Lebens-

wende-Feiern für jugendliche Ungetaufte, Totengedenken u.ä.);

- durch das öffentliche Gespräch über Begräbniskultur und Trauergestaltung (wie ich es derzeit in einer so säkularen Stadt wie Erfurt anlässlich der Indienstnahme eines Kolumbariums für Urnenbestattungen in einer Kirche erlebe).

Es gibt viele Möglichkeiten, Menschen mit Christus und seinem Evangelium in Berührung zu bringen. Und Gott kennt tausend Weisen, Menschenherzen an sich zu binden, auch heute. Es gibt heute durchaus „Rückenwind“ für das christliche Zeugnis. Ich nenne nur: das Interesse am Fremdgewordenen bzw. Unbekannten, die Hochschätzung eines persönlichen Zeugnisses, die Sehnsucht nach Sinnerfüllung, das Interesse an den christlichen Wurzeln unserer Kultur. Vor allem aber gibt es eine Sehnsucht nach dem, was man eben nicht kaufen, sondern nur sich schenken lassen kann: in guten, glückenden Beziehungen leben zu dürfen. Genau dieser Sehnsucht kommt das Evangelium entgegen.

Das sind nur wenige Aspekte, mit denen ich deutlich machen will: Unsere kirchenferne Gesellschaft ist durchaus ein offener Ackerboden für das Saatkorn des Evangeliums. Welche Methoden der Aussaat wir auch wählen wollen: Wichtig ist zunächst, dass wir überzeugt sind von der Qualität des Saatkorns und der Chance, dass es auf gutem Boden – wie der Herr in seinem bekannten Gleichnis sagt – vielfältige Frucht bringen kann. Ein Sämann, der überall nur Steine und Unkraut sieht, fängt erst gar nicht mit der Aussaat an. Unsere eigene Einstellung ist entscheidend. Mit ihr fängt Auskunftsfähigkeit an. ■